

I. EINLEITUNG

Kritische Institutionengeschichten der 24 in Deutschland bestehenden Musikhochschulen haben Seltenheitswert. Die zu Jubiläen traditionell herausgegebenen Festschriften dienen zumeist der Würdigung der eigenen, oft mythisch verklärten Tradition und Bedeutung, so dass sie bestenfalls als zeit- bzw. rezeptionsgeschichtliche Quelle dienen können, als historische Analysen aber weitgehend unbrauchbar sind. Allzu häufig wird verkürzt und banalisiert.¹

Der in dieser Hinsicht bahnbrechenden, weil quellenorientierten Monographie von Christine Fischer-Defoy zur „Nazifizierung der Berliner Musikhochschulen“ aus dem Jahre 1988² folgten erst nach mehrjähriger Pause Forschungsarbeiten zu den angrenzenden Zeitabschnitten von Fischer-Defoy und Dietmar Schenk³ sowie, wiederum Jahre später, Studien zu den Hochschulen in Weimar,⁴ Dresden,⁵

- 1 Braunfels (1950, 7) etwa vermeidet eine Beschäftigung mit der Kölner Hochschule im „Dritten Reich“ gänzlich. Tittel (1967, 67) genügen knapp vier Buchseiten für seine Darstellung des „Tragischen Zwischenspiels“. Um den Tenor deutlich zu machen, sei eine Passage aufgeführt: Nach der Zuerkennung des Hochschulcharakters für die Wiener Musikakademie im Juli 1939 „folgten Jahre hindurch Vorschläge und Gegenvorschläge – die Bürokratie triumphierte auch im schweren Völkerringen –, bis schließlich alle schriftlichen Ergüsse bei der Bombardierung des Reichserziehungsministeriums verbrannten –, da brach aber auch schon das Tausendjährige Reich zusammen“. In einem ähnlichen Stil banalisiert und verkürzt Sievers (1973, 45ff.) hinsichtlich der Geschichte der Landesmusikschule Hannover. In Manfred Tessmers Beitrag „Lübecker Staatskonservatorium und Hochschule für Musik 1933 – Musikhochschule Lübeck 1983“ (Lübeck 1983, 5f.) widmet sich der Verfasser dem Dasein der Lehranstalt in lediglich drei kurzen Absätzen; bei Lesle (1993, 25ff.) nimmt der Umfang immerhin etwas zu. Die Ausführungen von Dietmar von Capitaine (2009, 109ff.) zur Kölner Musikhochschule im „Dritten Reich“ gehören ebenfalls mehr in das Kapitel von dilettierenden Chronisten.
- 2 Fischer-Defoy (1988).
- 3 Fischer-Defoy (2001) befasst sich mit dem Abschnitt der Nachkriegszeit. Dietmar Schenks (2004) aufschlussreiche Studie bezieht sich auf den Zeitraum 1869 bis 1932/33. Zuletzt legte Franziska Stoff eine Staatsexamensarbeit über die Lage der „nichtarischen“ Studierenden an der Hochschule für Musik in Berlin vor. Stoff (2011) erforschte die Sonderstellung der Kunsthochschulen innerhalb der „Erlasslandschaft“ Nazideutschlands und, wie als „nichtarisch“ stigmatisierte Studierende in der Hochschule behandelt wurden und wie sich diese „Behandlung“ im Verlauf des Nationalsozialismus veränderte.
- 4 Bei aller Quellenorientiertheit und Detailfülle, mit der Huschke (2006) rund 150 (!) Jahre Musikgeschichte untersucht, lässt er sich stellenweise dazu hinreißen, dem persönlichen gegenüber dem sachlichen Urteil den Vorzug zu geben. So etwa in seiner „Bilanz“ im Rückblick auf Felix Oberborbecks Amtszeit als Direktor (ibid., 272f.) sowie am Ende des 4. Kapitels (ibid., 309f.). Deutlichen Vorrang hat bei seiner Auseinandersetzung mit der Zeit des Nationalsozialismus (ibid., 197–310) das Wirken der Dozenten, während die Schicksale von Studierenden nur am Rande eine Rolle spielen. Erwähnung bedarf zudem die bereits Jahrzehnte zuvor erschienene Festschrift von Hartwig (1972).

Karlsruhe⁶ und München.⁷ Nach der vor dem Abschluss stehenden Arbeit zur Entstehung der Musikhochschule Lübeck⁸ bleibt auch im Falle der vor 1945 gegründeten Einrichtungen in Bremen, Essen, Frankfurt am Main, Hannover, Stuttgart, Würzburg, Düsseldorf und Köln⁹ zu hoffen, dass größer angelegte Studien folgen. Aufschluss versprechen derzeit folgende laufende Projekte: Das von

- 5 Bei der Arbeit des Studenten mit dem Hauptfach Oboe, Robert Wiehl (1994), handelt es sich um eine außerordentlich quellenkundige und aufschlussreiche Diplomarbeit. Der acht Jahre später erschienene und lediglich neun Seiten umfassende Beitrag von Hans John (2002) über das Dresdner Konservatorium zwischen 1933 und 1945 wird dem im Titel verlautbarten Anspruch („Das Dresdner Konservatorium 1933–1945. Eine Dokumentation“) dagegen kaum gerecht. Auch von Matthias Herrmann (2006), der sich auf knapp 40 Seiten mit den Jahren von 1918 bis 1945 befasst, wünschte man sich systematischere Äußerungen zu Fragen der Quellenlage, nachweisbaren Kontinuitäten und Brüchen wie Paul Büttners Kündigung, der Rolle des Geigers Gustav Havemann sowie dem Alltag am Konservatorium zwischen Anpassung und Widerstand.
- 6 Auf verhältnismäßig engem Raum bietet Kaufmann (1999, 2002) einen aufschlussreichen Einblick in den Zeitabschnitt. Betrachtet werden strukturelle und inhaltliche Veränderungen der Einrichtung nach der Verstaatlichung 1939. Ins Verhältnis gesetzt werden diese zu den u. a. von Felix Oberborbeck (1939) formulierten „Gegenwartsaufgaben der Musikhochschule“. Zum langjährigen Direktor Franz Philipp Schmider (1991), Kaufmann (1997b) und Kaufmann (2005).
- 7 Nach der 1933 schließenden Studie von Gebauer (1997) und systematischen Abschlussarbeiten der Studierenden Günther (1998), Höppler (1998), Kessler (1998) aus dem Jahre 1998 folgte Schmitt (2005), der stellenweise durch die Heterogenität seiner Aussagen auffällt. Ausgewogen berichtet er über die Situation der Studierenden. Während Schmitt hinsichtlich des Musikwissenschaftlers Dr. Karl Blessinger auf Studien aufbauen konnte und diesen im Abschnitt „Lehrkörper“ beinahe überproportional ausführlich bedachte (ibid., 353–363), reichte die Motivation zur Aufarbeitung über die Angaben der Militärregierung nach 1945 hinaus nicht für eigene Recherchen zu Parteieintritten im Bundesarchiv (ibid., 352). Wenig kritisch wird mit Zeitzeugen-Aussagen umgegangen, die stellenweise ohne Angaben zu Personen und Interviewterminen nahezu wertlos sind. Zu hinterfragen sind u. a. generalisierende Äußerungen wie die folgende, die meisten Parteimitglieder unter den Dozenten, welche nach 1933 berufen worden seien, hätten nach der Berufung nur noch wenig politisches Engagement gezeigt (ibid., 313, ähnlich auch 370) oder, nationalsozialistische Äußerungen und Aktivitäten von Dozenten verwiesen kaum auf Überzeugung, sondern auf Opportunismus (ibid.). Zu groß scheint das Vertrauen in ungenannte Quellen, wenn zu lesen ist, Siegmund von Hausegger habe sich „nie“ zu antisemitischen Äußerungen hinreißen lassen, und daraus wie aus seiner Nicht-Parteimitgliedschaft auf ein nur „begrenztes“ Engagement für die „Bewegung“ geschlossen wird (ibid., 323) oder Joseph Haas habe „gelegentlich“ den Hitlergruß karikiert (ibid., 363).
- 8 Nach Lübeck (1983), Dohle (1993) und Feldhoff/Wald-Fuhrmann (2011) ist am Lehrstuhl von Frau Prof. Dr. Beatrix Borchardt, Hamburg, eine Promotion in Vorbereitung. Svea Feldhoff, *Zur Entstehung der Musikhochschule Lübeck. Institutionelle und politische Herausforderungen von 1911–1973*. Freundliche Mitteilung von Svea Feldhoff, 27. Mai 2010.
- 9 Zu den Einrichtungen in Bremen Schneider/Brück (2006), zu Essen Dyckerhoff (1977), zu Frankfurt am Main Cahn (1979); Hanau (1994); Frankfurt (1997), zu Hannover Sievers (1973), zu Stuttgart Schipperges (2007); Bickhoff (2007), zu Würzburg Kirsch (1997). Nach Klugs allgemeinen Äußerungen zu Düsseldorf (Klug 2002) befasst sich Yvonne Wasserloos' Beitrag (Wasserloos 2010a) mit Hugo Balzer, dem Leiter des Konservatoriums im Nationalsozialismus. Zu Köln Braunfels (1950); Custodis (2004); Custodis (2006).

Archiv und Musikfakultät der Universität der Künste ausgerichtet und von Franziska Stoff realisierte Projekt mit dem Titel „Das Hineinpfuschen der Frauen in alle möglichen Gebiete“¹⁰ untersucht am Beispiel der Berliner Hochschule Studium und Geschlechterdifferenz an der Hochschule für Musik im Zeitraum von 1910 bis 1950. Ähnliches gilt für Matthias Pasdziernys Forschungsprojekt zur „Remigration von Musikschaffenden in die westdeutschen Besatzungszonen nach 1945“ und das im September 2009 begonnene und aus Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) finanzierte Forschungsprojekt „Kontinuitäten und Brüche im Musikleben der Nachkriegszeit“.¹¹

Gegenstand der vorliegenden Arbeit ist die Geschichte des Landeskonservatoriums der Musik zu Leipzig bzw. der Staatlichen Hochschule für Musik Leipzig im Zeitraum von 1933 bis 1945, jener Einrichtung, die von Felix Mendelssohn Bartholdy 1843 als erste höhere Bildungsanstalt ihrer Art auf dem Gebiet des heutigen Deutschland gegründet wurde. Die historische Entwicklung in diesem Zeitabschnitt war bisher weder Thema von übergreifenden Darstellungen noch wurde es in einer wissenschaftlichen Einzelstudie eingehend behandelt. Mit der vorliegenden Studie soll dieses Defizit behoben und gleichzeitig ein Beitrag zur Erforschung der Geschichte von Kunst- und Musikhochschulen im Nationalsozialismus geleistet werden.

1. MUSIKHOCHSCHULEN ALS FORSCHUNGSGEGENSTAND

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Geschichte von Musikhochschulen stellt bisher ein Desiderat sowohl der musikwissenschaftlichen als auch der kulturhistorischen Forschung dar. Zwar liegen zu übergreifenden Themenfeldern Forschungen vor, beispielsweise zur Geschichte der Musikerziehung im „Dritten Reich“,¹² zum Reichsministerium für Erziehung, Wissenschaft und Volksbildung 1934–1945,¹³ zur Musikwissenschaft im Nationalsozialismus,¹⁴ zur ideologischen

10 <www.udk-berlin.de/sites/universitaetsarchiv/content/projekte/frauenstudium/index_ger.html>, Zugriff: 26. Januar 2012.

11 Das Projekt wird geleitet von Dr. Dietmar Schenk und Prof. Dr. Dörte Schmidt (beide Universität der Künste Berlin) sowie Prof. Dr. Thomas Schipperges (Musikhochschule Mannheim).

12 Hodek (1977); Antholz (1994); Günther (1986); Günther (1989); Günther (1992); Schoenebeck (2001); Gruhn (2003, 270).

13 Nagel (2012).

14 Wulf (1989); Eller (1994); John (2000); Potter (2000); Prieberg (2000); Foerster/Hust/Mahling (2001); Gerhard (2000a); Prieberg (2004); Schipperges (2005); Schumann (2007); Geiger (2010); Leitmeir (2012). Vom 20.–21. Januar 2012 fand in Mannheim das von der Gesellschaft für Musikforschung veranstaltete Symposium „Musikwissenschaft – Nachkriegskultur – Vergangenheitspolitik“ statt. Die Organisation lag in den Händen von Wolfgang Auhagen (Universität Halle), Thomas Schipperges (Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Mannheim), Dörte Schmidt (Universität der Künste Berlin) und Bernd Sponheuer (Universität Kiel).

Instrumentalisierung der Orgel und ihrer Literatur,¹⁵ zu Kunstauffassungen und Kulturpolitik im Nationalsozialismus,¹⁶ zur Verknüpfung von weltanschaulicher Schulung mit der Medien- und Kulturarbeit der HJ,¹⁷ den Konzepten und der Praxis französischer Umerziehungs- und Kulturpolitik in Nachkriegs-Deutschland,¹⁸ zur politischen Instrumentalisierung von Volkstanz in beiden deutschen Diktaturen,¹⁹ zum Tanz in Deutschland seit 1945²⁰ oder zu herausragenden Persönlichkeiten wie Wilhelm Furtwängler, zu den „verstummten Stimmen“ an ausgewählten deutschen Theatern²¹ und zu Institutionen wie den Berliner und den Wiener Philharmonikern.²² Oder es finden sich Datensammlungen wie im Fall der lexikalischen Erfassung von Personen der Kultur- und Musikgeschichte.²³ Auch wurden im Falle Leipzigs inzwischen grundlegende Studien zu angrenzenden regionalen kulturgeschichtlichen Fragestellungen wie der städtischen Kulturpolitik Leipzigs zwischen 1918 und 1939,²⁴ der Musikverlage im „Dritten Reich“ und im Exil,²⁵ der Problematik der Musikstadt Leipzig im NS-Staat,²⁶ der Leipziger Thomasschule zwischen Weimarer Republik und Nationalsozialismus,²⁷ des Thomanerchores „im Spannungsfeld zwischen Kirche und Politik 1933–1945“,²⁸ des Musischen Gymnasiums Leipzigs²⁹ sowie zum Kontext der Bachjahre 1935 und 1950³⁰ erstellt.

Dennoch fehlen bislang Arbeiten, welche die umfassende Thematik der Geschichte von Musikhochschulen systematisch aufarbeiten.³¹ Wie die Publikationen zu betriebswirtschaftlichen Fragen wie dem Qualitätsmanagement und der Qualitätsverbesserung an Musikhochschulen³² oder den Wegen der Absolventen

- 15 Kaufmann (1997a); Zöllner (1999).
- 16 Mathieu (1997).
- 17 Buddrus (2003), 60–174.
- 18 Linsenmann (2010).
- 19 Walsdorf (2010).
- 20 Müller/Stabel/Stöckemann (2003).
- 21 Zuletzt erschienen Heer/Fritz/Drummer/Zwilling (2011) sowie Heer/Kesting/Schmidt (2011).
- 22 Aster (2007); Trümpi (2011).
- 23 Prieberg (2004); Maurer Zenck/Petersen (2005ff.).
- 24 Höpel (2007). Höpel (2011) untersucht die Städtische Kulturpolitik in Leipzig und Lyon zwischen 1945 und 1989, im Unterschied zur ersten Studie allerdings nicht mit dem Fokus auf die Lehranstalt.
- 25 Fettbauer (2004).
- 26 Lobmeier (1988); Schinköth (1993), Schinköth (1997a–e), Schinköth (1999b), Schinköth (2005ff.), Schinköth (2010).
- 27 Krasselt/Bersch (2010). Rebecca Ziegs (2010) deckt mit ihrem „Versuch einer Chronik“ die Jahre 1945 bis 1972 ab.
- 28 Wörner (2003). Zum Thema „Bach und Hitler – Die Thomaner unterm Hakenkreuz“ Cantate (2012), 61–67.
- 29 Heldmann (2004), 583–612.
- 30 Mutschelknauss (2003).
- 31 Dies gilt ebenfalls für das Gebiet der Geschichte von Musikhochschulbibliotheken. Siehe dazu Goltz (2003b), 2–8.
- 32 Koch (2006); Jacob (2007).

auf den Arbeitsmarkt³³ zeigen, bestimmen (drängende) Gegenwartsfragen die wissenschaftliche Diskussion um die berufliche Musikausbildung. Das aufschlussreiche Forschungsfeld von deren Geschichte wurde bislang jedoch nicht systematisch behandelt.³⁴

Einer der Gründe für die mangelnde Wahrnehmung und Diskussion gerade dieses Themas, insbesondere für das Fehlen kulturhistorischer und kulturtheoretischer Abhandlungen über die Geschichte von Musikhochschulen³⁵ dürfte in der Sonderrolle³⁶ bestehen, welche die Musikhochschulen trotz ihrer vom Gesetzgeber gegenüber wissenschaftlichen Hochschulen zugesicherten Gleichstellung³⁷ innerhalb der Bildungslandschaft der Bundesrepublik Deutschland einnehmen. Diese offenbart sich u. a. an den in ihrem Hauptfach vorgebildeten, durch ein Auswahlverfahren geprüften Studierenden sowie den mehrheitlich aus Praktikern bestehenden Dozierenden und den daraus erwachsenden besonderen Bedingungen für die Forschung an der Einrichtung.³⁸ Das mitunter als inflexibel und unzeitgemäß beschriebene (Selbst-)Verständnis der Einrichtungen³⁹ steht in grundlegendem Kontrast zu dem von Universitäten, was sich u. a. in breit angelegten Studien zur Universitätsgeschichte niederschlägt. Dies machen allein die in den vergangenen Jahren erschienenen Studien mit dem Themenschwerpunkt Nationalsozialismus deutlich: Monographien⁴⁰ und Sammelbände⁴¹ zu Universitäten, Studien zu Forschungseinrichtungen⁴² bzw. Wissenschaftsdisziplinen,⁴³ ein Personenlexikon zu den preußischen Pädagogischen Akademien und Hochschulen für Lehrerbildung⁴⁴ sowie biographische Skizzen von 44 Leipziger Hochschullehrern, die in

33 Gembris/Langer (2005).

34 Richter (1997), 1033.

35 Fischer-Defoy (1988); Forner (1993); Dümling (1994); Meierott/Stahmer (1997); Heister (2001); Gerhard (2002); Grotjahn (2002); Schenk (2004); Schmitt (2005); Huschke (2006); Bickhoff (2007); Kremer/Schmidt (2007).

36 Richter (1993); Scherliess (1993); Hennevogl (1997); Schütz (1997); Koch (2006), 3f., 24ff.; Schmidt (2007); übrigens auch Rühlmann (1940), 577, 580, 582.

37 Die Kultusministerkonferenz empfahl mit dem Beschluss vom 26. September 1967, den Kunsthochschulen „sachlich und personell die Voraussetzungen für die Erfüllung ihrer Aufgaben in entsprechendem Umfang und mit gleicher Dringlichkeit wie bei den wissenschaftlichen Hochschulen zu sichern“. 1968 wurden die „Grundsätze für ein modernes Hochschulrecht und für eine strukturelle Neuordnung des Hochschulwesens“ verabschiedet. Kultusministerkonferenz (1964ff.), Beschlüsse Nr. 2016 vom 26. September 1967 und Nr. 1550 vom 10. April 1968.

38 Dörte Schmidt (2007) überschrieb ihren Beitrag treffend wie folgt: „Zwischen allgemeiner Volksbildung, Kunstlehre und autonomer Wissenschaft. Die Fächer Musikgeschichte und Musiktheorie als Indikatoren für den Selbstentwurf der Musikhochschule als akademische Institution“.

39 Gensch/Bruhn (2008), 19ff.

40 Nagel (2000); Eberle (2002); Hoßfeld (2003); Parak (2004); Eckart (2006); Hollenberg (2006); Lambrecht (2006); Haupts (2007); Cornelißen (2009).

41 Becker (1987); Jahn (1991); Hehl (2005); Hendel/Hoßfeld/John/Lemuth/Stutz (2007).

42 Heinze (2001); Schreiber (2006); Oehler-Klein (2007); Ash (2009); Hauck (2009).

43 Fausser (2000); Näf (2001); Doll/Fuhrmeister/Sprenger (2005).

44 Hesse (1995).

der NS-Zeit aus politischen Gründen entlassen wurden.⁴⁵ Siegfried Hoyer widmet sich in seiner „Kleinen Geschichte der Leipziger Studentenschaft“ zwar auch der Zeit des Nationalsozialismus,⁴⁶ doch ignoriert er gänzlich die Leipziger Musikstudierenden.

Unübersehbar ist, dass speziell die Auseinandersetzung mit der Geschichte von Musikhochschulen in der einschlägigen Fachliteratur von diversen Problemen geprägt ist, wobei sich im Einzelfall selbstverständlich gewichtige Differenzierungen ergeben. Verantwortlich hierfür dürften auch die zahlreichen inhaltlichen und methodischen Schwierigkeiten sein, die sich aus der oft komplizierten Quellenlage⁴⁷ und der Notwendigkeit zu fächerübergreifendem Arbeiten ergeben. Das für die Aufarbeitung der Geschichte einer Musikhochschule erforderliche Quellenmaterial ist häufig nur lückenhaft überliefert. Darüber hinaus liegt dieses Material oft breit verstreut in verschiedenen Archiven, sodass seine Erschließung umfangreicher Recherchen bedarf. Für eine differenzierte Analyse ist es unumgänglich, Kenntnisse und Methoden der Musik- und der Geschichtswissenschaft miteinander zu verbinden und für die Untersuchung fruchtbar zu machen. Zudem ist die Vertrautheit mit der Geschichte des kulturellen Umfeldes der betrachteten Einrichtung unerlässlich.

Aus dem hier deutlich gemachten Defizit ergibt sich dringend die Notwendigkeit von Spezialuntersuchungen zur Geschichte und Gegenwart von Musikhochschulen, zumal wenn diese wie im Falle Leipzigs prägend für Generationen von Musikern und Musiklehrern war und ist. Eine Einzelfallstudie, welche zugleich immer auch einen Beitrag zum Selbstverständnis dieser Einrichtungen darstellt, ermöglicht sowohl eine Betrachtung *en detail* als auch Vergleiche mit anderen Einrichtungen, so u. a. mit Berlin,⁴⁸ Köln,⁴⁹ Wien,⁵⁰ Dresden,⁵¹ Weimar,⁵² Düsseldorf,⁵³ München,⁵⁴ Karlsruhe⁵⁵ und Stuttgart.⁵⁶ Ziel der vorliegenden Arbeit ist es daher, mit der Untersuchung der Geschichte des Landeskonservatoriums der Musik (seit 8. Juni 1941 Staatliche Hochschule für Musik, Musikerziehung und darstellende Kunst)⁵⁷ Leipzig von 1933 bis 1945 nicht nur einen Beitrag zur Geschichte von Kunst- und Musikhochschulen zu leisten, sondern auch eine Grundlage für zukünftige vergleichende Studien zu schaffen.

45 Lambrecht (2006).

46 Hoyer (2010), 231–249.

47 Bezüglich Lübeck Lesle (1993, 25), zu München Schmitt (2005, 7, 314f.), zu Stuttgart Bickhoff/Koch (2007).

48 Fischer-Defoy (1996).

49 Custodis (2004), 30ff.; Custodis (2006), 61ff.

50 Tittel (1967), 65–68.

51 Wiehl (1994).

52 Huschke (2006), 197–310.

53 Klug (2002), Wasserloos (2010a).

54 Schmitt (2005).

55 Kaufmann (1999), Kaufmann (2002).

56 Bickhoff (2007).

57 Goltz (2001), 28, 34, 52 und 54–55.

1. 1 Forschungsstand zur Geschichte der Leipziger Hochschule

Der Tatsache, dass es sich im Falle Leipzigs um das älteste Konservatorium auf dem Gebiet des heutigen Deutschland handelt, das überdies von Beginn eine Verbindung von künstlerischer und wissenschaftlicher Ausbildung anstrebte, wurde nach der Ignoranz während der Zeit des Nationalsozialismus⁵⁸ und einer nachfolgenden „Denkpause“ nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges⁵⁹ erst seit den späten 1960er Jahren in der historischen Beschäftigung mit der Lehranstalt Rechnung getragen.

Im Mittelpunkt des Interesses stand bislang vor allem die Geschichte der Entfaltung des Konservatoriums im 19. Jahrhundert, wobei die Gründungsakten der Lehranstalt erst im Jahre 2000 durch die Verfasserin bei Recherchen im Dresdner Hauptstaatsarchiv wiederentdeckt wurden.⁶⁰ Im Unterschied zu den historisch angelegten Studien von Georg Sowa und Leonard Milton Phillips⁶¹ hob Rebecca Grotjahn in den vergangenen Jahren mehrfach Leipzigs europaweite Vorreiterrolle bezüglich der Institutionalisierung der Verbindung von künstlerischer und wissenschaftlicher Ausbildung⁶² umfassend hervor. Yvonne Wasserloos thematisierte in ihrer 2004 erschienenen Dissertation die Anziehungs- und Ausstrahlungskraft des Leipziger musikpädagogischen Modells auf das internationale Musikleben⁶³ und widmete sich darüber hinaus der Frage nach „Historischem, Traditionellem und Konservativem am Leipziger Konservatorium im 19. Jahrhundert“.⁶⁴ Mehrfach standen in ihren Arbeiten überdies die Beziehungen zwischen Leipzig und Kopenhagen im Mittelpunkt.⁶⁵ Helmut Loos befasste sich mit den baltischen Musikern am Leipziger Konservatorium und Ona Narbutienė mit den litauischen Komponisten an deutschen Musikhochschulen.⁶⁶ Der Leipziger Musikwissenschaftler Stefan Keym untersuchte in seiner Studie zum „Symphoniekulturtransfer“ den Aufenthalt polnischer Komponisten in Deutschland und ihre Auseinandersetzung mit der symphonischen Tradition 1867–1918.⁶⁷ Der 2011 von ihm herausgegebene Symposiumsband „Musik in Leipzig, Wien und anderen Städten im 19. und 20. Jahrhundert: Verlage – Konservatorien – Salons – Vereine – Konzerte“ zielt auf die Klärung der Frage ab, warum die Lehranstalt für ausländische Studierende auch nach 1880 attraktiv blieb. In der Einleitung zu dem Band

58 Rühlmann (1940), 577.

59 Noch anlässlich seines Vortrages zum akademischen Festakt zum zehnjährigen Bestehen der Staatlichen Musikhochschule Saarbrücken räumte Müller-Blattau (1958, 553) Franz Joseph Frölichs Musikschule in Würzburg breiten Raum ein und schwärmte (ibid., 554) von Franz Liszts 1847–61 initiiertes „Musikhochschule“ in Weimar, während er Leipzig nur am Rande erwähnte und nicht „wirklich die Form der Musikschule“ zugestand.

60 Goltz (2004).

61 Sowa (1977); Phillips (1979).

62 Grotjahn (2002), 351; Grotjahn (2005), 302; Grotjahn (2006), 26.

63 Wasserloos (2004a). Dazu auch schon Wehnert (1975).

64 Wasserloos (2008).

65 Wasserloos (2004b); Wasserloos (2006); Wasserloos (2006); Wasserloos (2010b); Wasserloos (2011).

66 Loos (2003); Narbutienė (2003).

67 Keym (2010), 137f.

hält der Herausgeber fest, dass das Konservatorium dank der „Mittlerrolle“ der ausländischen Musikstudierenden „zum Vorbild vieler ähnlicher Einrichtungen (vor allem in England, den USA, Skandinavien sowie Osteuropa)“ wurde; ein Kulturtransfer,

„bei dem wesentliche Aspekte der deutschen Musiktradition des 19. Jahrhunderts in aller Welt verbreitet wurden: vom emphatischen Kunstbegriff der Romantik mit ihrer quasi-religiösen Verklärung der Instrumentalmusik über den neuen Typus des ‚ersten‘ Sinfoniekonzerts nach dem Vorbild der ‚Großen Concerte‘ am Gewandhaus, die Ausbildung eines Kanons klassischer ‚Meisterwerke‘ und die neue kontemplativ-analytische Rezeptionshaltung bis hin zum Aufstieg des Musikers von einer sozialen Randfigur zu einem vollwertigen Mitglied der geistig-intellektuellen Elite“.⁶⁸

Wie die angeführten Studien erwarten lassen, war das Landeskonservatorium der Musik zu Leipzig während der Zeit des Nationalsozialismus bisher kaum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung, sieht man ab von dem Kapitel im Ausstellungskatalog der Verfasserin zur Geschichte des Kirchenmusikalischen Instituts,⁶⁹ zu den Themenfeldern Georg Trexler und der Ausbildung von katholischen Kirchenmusikern in Leipzig⁷⁰ und Felix Petyrek und seinem Wirken als Dozentenschaftsleiter⁷¹, der Studie zur Geschichte der Bibliothek der Lehranstalt⁷² und Thomas Höpels Untersuchung der städtischen Kunstausbildung im Rahmen seiner Forschung zur städtischen Kulturpolitik in Deutschland und Frankreich 1918–1939.⁷³ Während in den genannten Arbeiten allesamt fächerübergreifende Zusammenhänge bzw. die Einrichtung des Landeskonservatoriums als Ganzes im Mittelpunkt standen, liegen zu einzelnen Persönlichkeiten, insbesondere zu später als Komponisten hervorgetretenen Studierenden Veröffentlichungen vor, wie etwa zu Helmut Bräutigam,⁷⁴ Ruth Bodenstein-Hoyme,⁷⁵ Joseph Kronsteiner,⁷⁶ Helga Riemann⁷⁷ und Ruth Zechlin.⁷⁸ Daneben existieren mehr oder weniger quellenkritische Publikationen zu Hermann Abendroth,⁷⁹ Johann Nepomuk David,⁸⁰ Ernst Gerhard Dresel,⁸¹ August Eichhorn,⁸² Diotima Engelbrecht,⁸³ Elfriede Feudel,⁸⁴

68 Keym (2011a). Sein eigener Beitrag in diesem Band befasst sich u. a. mit dem Thema der Ortswahlkriterien von Kompositionsstudenten um 1900. Siehe Keym (2011b).

69 Goltz (2001).

70 Goltz (2004).

71 Goltz (2008).

72 Goltz (2002a); Goltz (2003b).

73 Höpel (2007), 351–367.

74 Treibmann (1966); Schinköth (1997a, 131–139); Freudenberg (2000).

75 Philipp/Schläger (1994).

76 Zöpfl (2003).

77 Ritzinger (2004); Bayer (2009); Bayer (2010).

78 Zechlin (1986).

79 Clemen (1997); Custodis (2004), 30–32, 40, 50; Custodis (2006), 61ff., 73, 112; Lucke-Kaminiarz (2007).

80 Haase (1965); Kohl (1983); Kohl (1993); Lieberwirth (1993); Dolata (1997); Hanckel (1999); Khalladeh (2005); Kohl (2005).

81 Dilßner (1998).

82 Kestner-Boche (1999a); Kestner-Boche (1999b).

Elena Gerhardt,⁸⁵ Julius Klengel,⁸⁶ Gottfried Müller,⁸⁷ Sigfrid Walther Müller,⁸⁸ Hanns Niedecken-Gebhard,⁸⁹ Reinhard Oppel,⁹⁰ Felix Petyrek,⁹¹ Günther Ramin,⁹² Günter Raphael,⁹³ Fritz Reuter,⁹⁴ Paul Schenk,⁹⁵ Karl Straube,⁹⁶ Kurt Thomas,⁹⁷ Georg Trexler⁹⁸ und Mary Wigman.⁹⁹

Es verwundert nicht, dass die von den institutionellen Nachfolgern des Leipziger Konservatoriums 1968 und 1993 herausgegebenen Festschriften¹⁰⁰ „vor allem einen Überblick (also einige exemplarische Detailstudien) über ihre bedeutenden Absolventen und Dozenten“¹⁰¹ bieten. Lange Zeit synonym für die Geschichtsschreibung über das Haus standen die Veröffentlichungen von Johannes Forner, Absolvent der Hochschule in den Nachkriegsjahren (Klavier, Theorie, Komposition) und insgesamt 41 Jahre Dozent dort in unterschiedlichen Positionen.¹⁰² Mangelnde Kenntnis der zugänglichen Quellen¹⁰³ und zu wenig Distanz

83 Lubczyk (2007), 4–19.

84 Feudel (1981); Berger (2001).

85 Gerhardt (1953); Raab Hansen (1996); Raab Hansen (2005); Gerhardt (2011).

86 Orf (1993); Orf (1997).

87 Wiegand (2005); Wiegand (2010).

88 Schinköth (1997e); Halser (2000).

89 Helmich (1989).

90 Jackson (2001); Jackson (2004); Eybl/Fink-Mennel (2006, 244); Heymel (2010).

91 Mahn (1998); Goltz (2008).

92 Hellmann (1973), Martini (1989); Martini (1999); Dümling (1989); Mezger (1989); Mutschelknauss (2010).

93 Schinköth (1997c); Schinköth (1997d); Goltz (2010a); Goltz (2010b); Schinköth (2010).

94 Busch (1966); Noll (1997); Holtmeier (2005a); Schröder (2011).

95 Seils (1999); Holtmeier (2004); Holtmeier (2005b); Schröder (2011).

96 Hartmann (1991); Schinköth (1993); Hartmann (1994); Hübner (1995); Specht (1997); Hilmes (2000); Backus (2012); Krummacher (2012).

97 Bethke (1989); Heldmann (2004).

98 Goltz (2003a); Goltz (2003c); Grohs (2004). Die Übertragung von Trexlers Tagebuch vom Ende des Krieges unter Trexler (1945).

99 Lazarus (2006); Rannow/Stabel (2006).

100 Wehnert/Forner/Schiller (1968); Forner (1993).

101 Keym (2011a), 138.

102 Johannes Forner, geb. am 27. September 1936 in Leipzig, studierte 1954–59 an der Leipziger Hochschule in den Fächern Klavier (Günter Kootz), Theorie (Paul Schenk) und Komposition (Fidelio F. Finke). Parallel zur Lehrtätigkeit an der Volksmusikschule Wurzen studierte er 1959–66 Musikwissenschaft an der Leipziger Universität, wurde 1960 Assistent für Musiktheorie an der Hochschule, unterrichtete später auch Korrepetition, Formenlehre und musikalische Analyse. Als Oberassistent (ab 1965) übernahm er in der Nachfolge von Hermann Heyer auch musikgeschichtliche Vorlesungen. 1973 wechselte er unter Beibehaltung von Lehraufträgen als Chefdramaturg an das Leipziger Gewandhaus, um 1981 als Oberassistent für Musikgeschichte an die Hochschule zurückzukehren, diesmal mit nebenberuflicher Tätigkeit für das Gewandhaus. 1987 zum Hochschuldozenten berufen, übernahm er die Leitung der Abteilung Musikwissenschaft und wurde Mitglied des Senates, 1990–94 Prorektor der Abteilung Musik. Der Berufung zum Professor für Musikwissenschaft (1992) folgte 2002 die Emeritierung. Die Angaben wurden übernommen aus Forner (2002).

gegenüber ihm noch bekannten Personen bestimmen sein Bild von der Zeit des Nationalsozialismus; gleich, ob es sich um den in der Festschrift von 1968 verfassten substantiellen Beitrag „Traditionen im Wandel der Zeit. Rückblick auf die Geschichte der Abteilungen am Konservatorium“,¹⁰⁴ die von ihm 1993 allein herausgegebene Festschrift oder einen kurzen Beitrag über Hermann Heyer im Jahre 1998¹⁰⁵ handelt.

Während Forner 1968 den „Ungeist der faschistischen Diktatur“ nur am Rande streifte¹⁰⁶ und die 1941 erfolgte Verstaatlichung schlicht als „Umbenennung“¹⁰⁷ bzw. als „dem Zug der Zeit folgende“ Erhebung zur Staatlichen Hochschule¹⁰⁸ interpretierte, entpersonalisierte er jegliche Verantwortlichkeit für die Kündigungen des jungen Dozenten Günter Raphael wie des erfahrenen Opernsängers Oskar Lassner am Ende des Jahres 1933¹⁰⁹ und machte stattdessen „die Machtergreifung Hitlers“ sowie „die Faschisten“ für die Aufgabe ihres Lehramtes und die Emigration verantwortlich.¹¹⁰

- 103 Auf die Frage nach der Zugänglichkeit des benutzten Aktenbestandes in DDR-Zeiten antwortete Olaf Hillert, Bestandsreferent im Stadtarchiv Leipzig, der Verfasserin am 2. April 2012: „(...) ein Gesetz, das z. B. analog zum heutigen Datenschutzgesetz, generell Schutzfristen (Sperrfristen) in der DDR für Archivgut zwischen 1933 und 1947/48 regelte, gab es nach Mitteilung dienstälterer Kolleginnen nicht. Der Zugang zu den Archiven und die Vorlage von Akten erfolgte konkret auf das Thema und den Forschungszweck bezogen (z. B. wissenschaftlich, im Auftrag einer Universität oder privat). Dass bei Anfragern/Benutzern aus dem nichtsozialistischen Ausland die Bestimmungen sehr eng ausgelegt wurden, ist bekannt. Bestimmte Akten wurden nicht oder nur auszugsweise vorgelegt, was mit der Anerkennung des Forschungszweckes/Auftraggebers im Zusammenhang stand und auf den konkreten Fall bezogen war. Deshalb waren die von Ihnen angeführten Akten auch nicht generell gesperrt. Bei einer ersten stichprobenartigen Recherche in unserer Benutzer- und Anfragerdatei konnte festgestellt werden, dass einige Akten auch vor 1990 benutzt wurden.“ Bedauerlich wenige Aussagen zu diesem Thema finden sich in *Archive* (2007), insbesondere im Beitrag von Siegfried Hoyer, *Das Stadtarchiv in Zeiten der Veränderung*, *ibid.*, 209–216.
- 104 Forner (1968). Daneben enthält die Festschrift Ausführungen zur Gründungsgeschichte, zur internationalen Ausstrahlung des Leipziger Konservatoriums und zur „Entwicklung der Hochschule für Musik zur sozialistischen Erziehungs- und Bildungsstätte“.
- 105 Forner (1998).
- 106 Forner (1968), 57.
- 107 Forner (1968), 53.
- 108 Forner (1968), 66.
- 109 Forner (1968), 52, 74.
- 110 Die Auffassung, das politische System vom Wirken der Hochschulangehörigen zu trennen, findet sich u. a. in Lieberwirths (1993, 245) Beurteilung von Max Ludwigs Auskunft über Johann Nepomuk Davids politische Haltung wieder. Über die Einschätzung des Führers der Nationalsozialistischen Betriebszellenorganisation im Landeskonservatorium und des langjährigen Lehrvertreterers im Senat schreibt der Musikwissenschaftler: „Zudem dokumentieren auch der Aufbau wie der abgefaßte Stil nicht nur den Widerwillen des Verfassers Max Ludwig gegenüber solchen Spitzel-Briefen, sondern auch dessen enormes Selbstbewußtsein gegenüber städtisch vorgesetzten Behörden. Nicht zuletzt spricht Empörung gegenüber der langatmigen Verfahrensweise staatlicher Stellen aus den Zeilen. Mehr noch: Ludwig macht diese Stellen für einen etwaigen Weggang Davids verantwortlich.“

Auffällig sind gegenüber dem sachlich kurzen Urteil über Walther Davisson und der Wiederholung der Topoi zu Karl Straube¹¹¹ die Parteinahmen für Paul Schenk,¹¹² Johann Nepomuk David und Hermann Heyer.¹¹³ Während Forner in seinem Beitrag von 1968 das „ausgeprägte pädagogische Naturell“ seines einstigen Lehrers und damaligen Vorgesetzten Paul Schenk rühmte, der den „reichen Traditionsstrom“ der Leipziger Musiktheorie „verkörpere“,¹¹⁴ und den kurz nach seiner Emeritierung 1966 in den Westen übergesiedelten Hermann Heyer nur erwähnte,¹¹⁵ um ihn dann 30 Jahre später ausführlich zu würdigen,¹¹⁶ blieb er in seinem positiven Urteil über Johann Nepomuk David konstant: Umfänglich und farbenreich schrieb er den Mythos jenes Komponisten, Musiktheorie-Dozenten und Chorleiters fort, der in den letzten drei Jahren des Nationalsozialismus an der Spitze der Staatlichen Hochschule stand.¹¹⁷ Neben dessen „unbeugsamer, sauberer [sic!] Gesinnung und überragender Persönlichkeit als Künstler und Lehrer“¹¹⁸, Eigenschaften, mit denen er der Lehranstalt den „alten guten Ruf“ nicht nur bewahrte, sondern sogar „zu mehren“ verstanden habe, würdigte Forner das „hohe erzieherische Ethos, die Geistigkeit seiner polyphonen Grundhaltung mit all ihren handwerklichen Konsequenzen für einen neuen linearen Stil“. Dass David sich selbst, wie die damaligen Dozenten Hermann Grabner und Paul Schenk in der Festschrift von 1968 ohne einen Kommentar als Zeitzeuge¹¹⁹ herangezogen, nicht

111 Dazu Kapitel III. 2. 3. 4.

112 Paul Schenk (1899–1977) studierte nach dem Besuch des Lehrerseminars in Borna Musiktheorie, Komposition und Dirigieren am Leipziger Konservatorium. Parallel zur Tätigkeit als Volksmusiklehrer gab er Stunden am Konservatorium und war 1938–1944 an der Städtischen Musikschule für Jugend und Volk tätig, zeitweise auch als deren Leiter. Nach seiner Emeritierung wurde er Ehrensenator. Obwohl auch nach eigener Aussage „belastet“, wurde er als „schwer zu ersetzende Kraft“ im Fach Ausbildung des Klangbewusstseins als „Vertretungslehrkraft“ wieder an die Hochschule geholt und leitete 1949–1964 die Abteilung Musiktheorie. 1946 schrieb er an einen anonymen Adressaten, er habe nie einen Hehl daraus gemacht, ein „Nazi“ gewesen zu sein, sich aber seit Kriegsausbruch „von der nazistischen Ideologie abgewendet und zu deren Gegner entwickelt“. Vgl. Paul Schenk an Herr Professor, 11. November 1946, in: HMT Leipzig, HB/A, Nachl. Paul Schenk/ Korrespondenz, Kasten 1. Während Prieberg (2004) noch keinen Nachweis enthält, setzt sich Holtmeier (2005b) kritisch mit Schenks Ansätzen auseinander und weist deren Verhaftung mit nationalsozialistischem Gedankengut nach; dort auch wesentliche Literaturangaben.

113 Forner schrieb von der „großartigen Künstlerpersönlichkeit“ Karl Straubes, seiner „geistig-künstlerischen Prioritätsstellung im Bereich der Kirchenmusik“. Darunter fasste Forner (1968, 60) zusammen: „impulsives Musikantentum und abwägend sachliches Denken, ausgeprägte Virtuosität als Orgelspieler und umfassende Bildung als Kantor und Lehrer, organisatorische Kraft, persönlichen Mut, eine stets jugendfrische Vitalität und menschliche Güte“ zusammen. Überdies schrieb er von dem „führenden deutschen Orgelspieler“ und seiner schulebildenden Wirkung. Forner (1968), 59ff.

114 Forner (1968), 53.

115 Forner (1968), 75.

116 Forner (1998).

117 Forner (1968), 52f.

118 Forner, 52f.

119 Ohne Nennung von Namen, Daten und Ereignissen parliert David dort von den „Zeitumständen“, von dem „über uns hereinbrechenden Weltkrieg“ und der „daraus entstandene[n]“

mehr erinnern konnte (bzw. wollte), was ausgerechnet ihn 1941 für die Leitungstätigkeit qualifiziert hatte,¹²⁰ wird von Forner in seiner Festschrift 1993 nochmals unkritisch wiedergegeben.¹²¹ Zwar widmeten sich gleich drei Autoren punktuell der Zeit des Nationalsozialismus; doch stellte der Herausgeber Thomas Schinköths gewissenhafter wissenschaftlicher Auseinandersetzung mit dem Mythos „Leipziger Schule“ gleich zwei um den Nachruhm Davids besorgte Persönlichkeiten an die Seite: den Stuttgarter Musikantiquar Bernhard A. Kohl mit seinem „nach neuestem Forschungsstand“ erstellten Verzeichnis sämtlicher in Leipzig entstandener Werke Davids¹²² und den David-Schüler Wilhelm Keller mit seinen Erinnerungen bis zum Jahr 1945.¹²³ Auch im Beitrag der nach der Friedlichen Revolution erschienenen ersten, mithin wegweisenden Ausgabe des neuen Hochschuljournals stimmte Forner 1995/1996 nochmals den David-Hymnus an, schwärmte vom „überragenden Format als Künstler und Pädagoge“, dem „bedeutenden Komponisten und Lehrer“, „einer Persönlichkeit von hoher moralischer Integrität“, einem Menschen, „dessen geistiges Format hineingestrahlt habe in die Niederungen und oft trostlosen Ebenen unserer Zeit“.¹²⁴

Allzu leicht entsteht bei den erwähnten Schilderungen der Eindruck, die Hochschule sei eine Art Bollwerk Andersdenkender, nur der Kunst Huldigender gewesen, die lediglich unter dem repressiven Einfluss politischer Entscheidungen von außen gestanden hätten; eine Sicht, die selbstverständlich dringend kritischer Überprüfung bedarf. Und auch in Walther Davissons Schriftchen „Und heiter ist die Kunst“ verlautet nur anekdotisch-Spaßiges über die Zeit des Nationalsozialismus; in jenem mit Zustimmung der Erben Walther Davissons realisierten Privatdruck, den der Freundeskreis der Hochschule über Jahre seinen Neuankömmlingen schenkte. Die Spannweite reicht von Paul Graeners „Kakophonium mit

Veränderung aller Lebenslagen“ sowie den Abgang und den Verlust seiner „besten, hoffnungsvollsten Schüler“. Einzig und allein die Evakuierung am Jahresbeginn 1944 führt er als konkretes Ereignis an, wobei er mühelos sogleich den Bogen zu seinem eigenen Schicksal spannt. Wehnert/Forner/Schiller (1968), 144.

120 Wehnert/Forner/Schiller (1968), 143ff.

121 Forner (1993), 31.

122 Forner (1993), 19. Dass laut Kohl (1993, 160) die Lehrerschaft David „zur Übernahme des Amtes drängte“, ist vor dem Hintergrund von Berufungsmechanismen im Nationalsozialismus nicht haltbar. Ein Zirkelschluss offenbart sich, wenn Kohl als Beleg für die seitens der Lehrerschaft attestierte „unbeugsame, saubere Gesinnung“ und seine „überragende Persönlichkeit als Künstler und Lehrer“ seinerseits wieder den Musikwissenschaftler Johannes Forner zitiert.

123 Keller (1993).

124 Forner (1995/1996). David sei demnach zunehmend „in Widerspruch zu Ideologie und Politik des NS-Staates“ geraten, sein „Einzelkämpfernoteille“ habe eine „Anbiederung an die damals Herrschenden nicht zugelassen“; er sei wegen der „mutigen Aufführung“ der Psalmensinfonie 1938 „mehr und mehr beargwöhnt“ worden. Die zuständigen „NSDAP-Behörden“ seien 1942 „nicht umhin“ gekommen, ihn als „unbestrittene Autorität der Hochschule“ zum Direktor zu ernennen. David habe die Leipziger Hochschule zwar nicht vor der Bombardierung bewahren können, aber „vor der totalen ideologischen Vereinnahmung“. Als Quelle für diese Äußerungen dienten ausschließlich „noch lebende Zeitgenossen“, *ibid.*

selbsttätiger Spülvorrichtung“ über die nach Gewicht bezahlte Elena Gerhardt, die Aussprache Barnet Lichts, den angeblich selbstherrlichen Dozenten Max Ludwig, den den „deutschen Gruß“ verweigernden Kompositionsstudenten Rolf Unkel, die Begrüßung bei der Wehrbetreuung der Marineeinheit der „Hindenburg“ bis hin zu Davissons amüsischer Wirtin in Crimmitschau.¹²⁵

1993 reagierte der damalige Rektor Professor Siegfried Thiele verärgert, als anlässlich der Jubiläen 300 Jahre Oper, 250 Jahre Gewandhausorchester und 150 Jahre Musikhochschule der Musikdramaturg Dr. Fritz Hennenberg eine Artikelserie über die Musikstadt Leipzig in der *Leipziger Volkszeitung* publizierte.¹²⁶ Nach dem Beitrag „Mendelssohn als Galionsfigur“ am 7. Februar 1993 schlugen die Wellen der Empörung hoch. Mit einem leider nicht immer sachlich argumentierenden Artikel wies Hennenberg durchaus berechtigt auf weiße Flecken in der Geschichtsschreibung der Hochschule bezüglich der Zeit des Nationalsozialismus und der DDR hin. In einer vier Tage später veröffentlichten Entgegnung unterstellte der damalige Rektor dem Autor „so viele Mängel und Fehler“, dass „Verfasser und Öffentlichkeit wenigstens auf die größten hingewiesen werden“ sollten¹²⁷, wobei neben dem Vorwurf der „gezielten[n] Beschädigung“ Paul Schenks die Rechtfertigung des „bedeutende[n] Komponist[en] und hingebungsvolle[n] Lehrer[s]“ David einen Schwerpunkt bildete. Dabei ist es Hennenbergs Verdienst, das bis dato für eine breitere Leipziger Öffentlichkeit tabuisierte Thema der Hochschulgeschichte in den beiden Diktaturen des 20. Jahrhunderts öffentlich angesprochen zu haben.

2. QUELLENLAGE

Die Quellenlage für die Aufarbeitung der Geschichte des Leipziger Konservatoriums in der Zeit des Nationalsozialismus ist überaus komplex. Im Archiv der Hochschule existieren zum gegenwärtigen Zeitpunkt nur ganz wenige Quellen zum untersuchten Zeitraum. Der Schwerpunkt der überlieferten Dokumente liegt im Bereich der Studierenden; im Unterschied zu den gänzlich fehlenden, spätestens im Zuge der Verstaatlichung der Hochschule nachweisbaren Personalakten¹²⁸ der ehemals beschäftigten Dozierenden und zu den mangelhaft überlieferten Sachakten aus dieser Zeit. Ergiebiger ist generell die Überlieferung von Sachakten im Stadtarchiv Leipzig.¹²⁹

125 Davisson (1998), 6, 36, 46ff., 60f., 64, 69f.

126 Die Erscheinungsdaten in der *Leipziger Volkszeitung* lauten: 30./31. Januar, 3. Februar, 6./7. Februar, 10. Februar, 13./14. Februar, 17. Februar, 20./21. Februar und 24. Februar 1993.

127 Siegfried Thiele: „Von Wahrheitssinn, Recherchemühen und Geschichtsaufarbeitung“, in: *Leipziger Volkszeitung*, 11. Februar 1993. Am 22. Februar 1993 veröffentlichte die Zeitung aus „zahlreichen[n] Zuschriften“ nochmals Briefausschnitte von Dr. Peter Schmiedel und A. Berger.

128 Vgl. Kapitel IV. 1. 1. 1.

129 Dazu Quellen- und Literaturverzeichnis.